

(Nachdruck verboten.)

37]

## Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Es war ein arges Geschwätz droben zu Manderscheid, aber kein Laut kam bis zum Abbau hinunter.

Und nichts wußte auch Hannes davon, daß der Herr Pfarrer Noldes nun bald Maarfelden verlassen sollte. Der taugte wirklich nicht, die Gemeinde zu leiten — viel zu lang schon hatte man ihn da belassen — nicht nur die kirchlichen Vorgesetzten fanden das, nein, auch die Gemeinde selber war der Meinung. Ein Pfarrer, der Körbe flucht, noch dazu von unberechtigt geschnittenen Weiden, — ein Pfarrer in Binsenhut und Binsenschuhen, im Kienrußgeschwärtzen Rock, den uralten „Perpel“ unterm Arm — ein Pfarrer, der nicht von der Kanzel eifert und so leicht verzeiht — das ist ein Pfarrer, vor dem kein Mensch Respekt hat!

Man hatte ihn nur vergessen gehabt; der Dechant zu Manderscheid aber bekam eine Nase, daß er das Vergernis so lange unter seinen Augen geduldet. So wurde denn Pfarrer Arnoldus Cremer in Anbetracht seines sehr hohen Alters seines Amtes enthoben unter Belassung eines Ruhegehaltes, das für so ein paar letzte Lebensjahre reichlicher bemessen war, als es je sein Einkommen in all den vielen Jahren eines langen Lebens gewesen. Der Achtzigjährige hatte es anfangs gar nicht fassen können — was, er, er sollte fort von Maarfelden?! Fort von Maarfelden, wo die Weiden am Maar wachsen und an den kahlen Hängen die Brombeeren, die Eifeltrauben? Fort von Maarfelden, wo er alle Kinder hatte geboren werden sehen und die Eltern der Kinder auch schon, wo er die Toten kannte, die in den Gräbern schlummern, wo auch er zu schlummern gedacht, die Berge zu Häupten, das Maar zu Füßen, bis zur Auferstehung am jüngsten Tag?! Ihn lockten nicht Ruhe, nicht Ruhegehalt — nein, hier in Maarfelden wollte er bleiben!

Er weinte wie ein Kind.

Dem Herrn Dechanten zu Manderscheid, der's ihm beibringen mußte, kamen selber die Thränen in die Augen. Da — als der Noldes es endlich begriffen hatte, ging er still davon, den Hut vergaß er aufzusetzen. Der Herbststurm wühlte in seinem weißen Haar und der Herbsthimmel strömte Thränen darauf hernieder. Er merkte es nicht. Seine Seele war zu Tode betäubt, bis daß er sprach, wie fromme Kinder sprechen:

„Heiliger Schutzengel mein,  
Laß mich Dir befohlen sein!“

Müllerhannes tappte wieder einmal aus seiner Mühle zur Maarfeldener Straße hinaus. Es war heut schaurig, der Zugwind, der zwischen den Höhen daherpfeff, brachte den Verwesungsgeruch des schwarzen Kartoffelkrauts von den Aedern — da hörte er einen Tritt. Und er hörte das Plattern eines Mantels, den der Oktobersturm treibt. Ein Mann kam eilig des Weges.

„Tag, Müllerhannes!“

„Wen is et dann, wen is et dann?“ fragte der Blinde, die starren Augen hin- und herrollend, dann die Hand ausstreckend, um den andern zu betasten: „ich erkenne Euch net.“

„Laßt nuren,“ sagte der und wehrte die tastende Hand ab. „Ich han kein Zeit, ich muß eweil nach Maarfelden, den Noldes hat de Herzkränkt,\*) den will himmeln!“\*\*)

„O Jesses, Jesses!“ Heftig erschrocken schlug Hannes die Hände zusammen: „Uns guten Herr Noldes — un e so lang han ich den net gesehn.“ Auf einmal fiel's ihm ein: der hatte ja weißes Haar wie sein Alter es gehabt, nein, noch viel weißeres — grau war das schon dazumal gewesen, als er noch mit der Seps<sup>\*)</sup> auf der Kommunionbank saß. Von Plaisier und Wohlleben war es nicht gries geworden! „Himmeln will den eweil, sagt Ihr?! Da gehe ich met. Wat“ — er faßte den andren hastig beim Mantel, von einem plötzlichen Wunsch lebhaft bewegt — „holt mich mit, dat ich jähwinder bei den Noldes kommen, den muß mer noch e

Sändche schenken, eh' han bei meinen Alten in den Himmel geht — e so wart doch! Ge, Ihr! —“

Schon hatte der Mann mit seinen kalten Fingern des Bittenden Hand sich vom Mantel gelöst; der Blinde hörte Tritte sich eilends entfernen, vergebens schrie er hinterdrein: „Holt mich doch mit — holt mich doch mit!“

Von weitem bereits antwortete die Stimme:

„Dlau, un wann Ihr Euch hees\*\*\*) schreit, ich holen Euch net mit. Ihr seid ja eweil noch net müd — lauft nur allein!“

Wie unfreundlich! Der Blinde stand einen Augenblick verdutzt, sah sich hilflos um in der herbiltlichen Einsamkeit und fühlte das eiskalte Wehen stärker. Aber dann raffte er sich auf, tastete mit dem Stecken, fühlte Wagengeleise im Kot der Landstraße und ging tapfer darauf los, den Räder Spuren nach. Ein inniges Begehren trieb ihn an. Nun der Herr Noldes zu sterben ging, verlangte es ihn gar sehr, dessen Stimme noch einmal zu hören. Er lief, daß er schwigte.

Bald war er in Maarfelden. Dort standen die Leute auf der Gasse beisammen und riefen ihn an. Sie wunderten sich gar nicht, daß auch er kam — eben war ja der Noldes gestorben! Mit gesenkten Köpfen standen sie und niedergeschlagenen Mienen.

Ein armes Kind rief:

„Wen wird mir eweil zu essen schenken, wann ich hungrig sein?“

Und eine Mutter schrie:

„Den hat alleweil ebbes für uns in der Tassch' gehatt!“

„Ja, den hat for jeden en Herz gehatt,“ sprach ein Bauer.

Und ein altes Mütterchen aus dem Armenhaus fiel auf die Knie und rang die zitternden Hände:

„Wen wird mich eweil trösten in meiner letzten Not?!“  
So beweinten sie ihn alle.

### XXI.

Wer den Müllerhannes gehen sah, wunderte sich, daß der wieder so laufen konnte. Wahrhaftig, das hätte kein Mensch gedacht, als man den vom Schlag gerührt für tot aus der Mühle tragen und auf den Karren laden gesehen, daß der noch einmal seine Beine wieder würde gebrauchen können. Und dazu fast besser, wie vorher, das machte, er war nicht gar mehr so fett, und fürs Saufen und Gutschmecken hatte er fein Geld.

Mehr als einmal die Woche konnte man ihn hinaufwandern sehen gen Manderscheid. Von der Tochter geführt, stieg er die mächtigen Lehren, die sich aufs Plateau winden, hinauf.

Das war sein Lieblingsweg — den war er wohl viel hundertmal gefahren — und den trieb es ihn auch jetzt zu gehen. Die weißen Mühlen im Grunde sah er nicht; aber den Mosenkopf, den sah er noch — in Gedanken. Wie immer und ewig stand der und sah mit seinem Kraterhaupt groß herunter aufs Gewirr all der niedrigen Höhen auf das grüne Vorland und die tiefen Wälder, drüber hinaus auf die rotbedachten Dörfchen, weit verstreut übers Eiselpateau, und wieder weit über die hinaus auf die strichweißen Felder am Hunsrück und auf die Moselberge, verschwindend im himmlischen Duft.

Müllerhannes glaubte den starken Luftzug zu fühlen, den herben Hauch, der ihn wie ein Gruß von da oben traf. Dann pflegte er die Mühe vom Kopf zu ziehen, das Gesicht gegen den Berg gefehrt, sich breitbeinig hinzustellen und die Luft frei mit seinen weißen Haaren spielen zu lassen. Sa, das that gut!

„Fränz,“ sagte er, „is den Mosenkopf heil?“

„Ja, Wadder!“

„Fränz,“ fragte er dann rasch weiter, „Fränz, un da oben, siehste, da —“ er streckte den Arm aus und wies in die Luft, — „siehste da, wo die großen Lava-Stein sein —, no, e so fuch doch! — ne, e bißche mehr nach rechts! E so gieb doch Obacht, Du siehst et ja gar net, dumm Dingen! — steht da schon en Haus?“

„Ne, Wadder!“

„Dlau — schmunzelnd rieb er sich die Hände — „dat is gut. Dann han ich noch Zeit, für eins zu bauen — is et net

\*) Heißiges Fieber, Lungenentzündung.

\*\*) Sterben.

\*\*\*). Geiser.

heut, is et morgen — ich warten — den Mosenkop un ich, gelt — er nickte dem Berg zu — „mir zwei sein dauerhaft!“

Während der Alte so nach dem Berg schaute, angestrengt, als müßte er jede Schründe im Lavageklüft erkennen, jeden Vogel, der da rastete auf freier Höh', schaute die Tochter nach den Aedern der Manderscheider. Die waren besser, als ihr Aederchen daheim. Was sie dem auch anthat — und sie ließ sich's nicht verdrießen an Arbeit und Mühe — es wollte noch nichts Rechtes tragen; mit der Zeit freilich würde sie es schon dazu zwingen, es mußte, es mußte fruchtbar werden! Sie preßte die Lippen aufeinander und der trohige Zug, der früher oft ihr hübsches Gesicht verunziert, erschien wieder, aber jetzt war's mehr Willenskraft als Troß.

Die Fränz wollte arbeiten — gern arbeiten. Arbeiten will gelernt sein, und sie hatte es jetzt gelernt. Wer ihr das früher gesagt hätte, daß sie mit hochgeschürztem Rock, mit nackten Beinen in den Furchen knien, sich die Waden zerflecken lassen müßte von unbarmherziger Sonnenglut, sich dann wieder die Hände erfrieren, daß sie rauh wurden wie eine Gsans Haut?

Keine Schand! Sie warf die Lippen auf. Aber annehmen, was mildthätige Leute geben — und sie hatte es annehmen müssen, wollten sie nicht verhungern — das fraß ihr am Herzen. Gedanken, die sie schon einstmals gehegt, als sie zusammengebrochen war vor Entsetzen beim ersten Anblick der zerfallenen Hütte des Abbaus, legten sich wieder, wurden deutlicher und deutlicher in ihr, wurden zum Entschluß. Was schadete es ihr, wenn der Bauer trieb: „Geh bei de Kummeln, mach', mach'!“ Und wenn die Bäuerin schalt: „Wit, wit, faul' Mensch, hol' Wasser, melk' de Küh!“ — das socht sie selber nicht an, das galt nur ihrem Mägdekleid. Drumter blieb sie doch, wer sie war — und wenn einmal der in der goldenen Kuttsch' kam, von dem sie früher geträumt, dann war sie doch noch des Müllerhannes Fränz! Freilich der in der goldenen Kuttsch' brauchte mir ein waderer Adermann zu sein — der that's auch!

Einen leisen Seufzer stieß die Fränz doch aus, als sie dies dachte, und dann sah sie wie im Licht eines Blickes den Laufelds Josef vor sich stehen, aber ebenso rasch wieder verschwinden. So ein Fürnehmer hätte auch ihr getaugt.

Sie sah ihn in seines Vaters Hausthür stehen, rauchend und mit seiner Uhrkette spielend. Ob der denn nie etwas andres that?! Pah, er war im Grunde doch nur ein Lumpener! Ihre Lippen kräuselten sich verächtlich. Sie dachte nicht daran, daß sie ihren Vater so auch hatte auf der Hausthürschwelle stehen sehen, Wochen — Monate — Jahre; die paar Jahr der Not zählten dreifach, zehnfach — was hinter denen lag, hatte sie vergessen.

Wenn die Großmutter nicht gewesen wäre, die immer so jammerte und mit dem Vater grämelte, und wenn das Almosennehmen nicht wäre — aber das wenigstens mußte anders werden, das sollte bald aufhören — hätte sie sich nicht unglücklich gefühlt, so wie es jetzt war.

(Schluß folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Um den Fortschritt der kapitalistischen Technik auf dem Gebiete der Kunst zu verdeutlichen, bin ich genötigt, von mir zu sprechen — Geschichtliches aus dem Dasein Joes. Ich thue das um so lieber, als ich damit dem Sonntagsplauderer, der mir einmal den Nachruf schreiben wird, willkommenes Material liefere. Bitte also das Folgende auszuschneiden und aufzubewahren, wie Scherl mahnen würde.

Ich war ungefähr neun Jahre. Da kam eine Zeit gedoppelten Glüdes über mich. Erstlich hatte mein Vater mich zum erstenmal in das Balhalla-Theater mitgenommen. In dem Hause der Charlottenstraße, wo jetzt Paul Lindau ein Jahrzehnt der dramatischen Litteratur mit „Alt-Heidelberg“ ausfüllt, ging es damals anständiger zu: Man bewunderte Kunststauerinnen und Kunstschützen, ergöste sich an schwarzen Spulgestalten, die plötzlich ins Riesige wuchsen, um ebenso plötzlich ins Zwerghafte zusammenzuschrumpfen; und dazwischen spielte man harmlose Kleinbürgerliche berlinisch verfärbte Possen, wie man sie heute gelegentlich noch auf den Sommerbühnen der Vorstadt sieht. Das Specialitäten-theater war zu jener Zeit noch frei von dem saden Lebemamsgeruch und dem zappligen Ausstattungs-wahnsinn der Gegenwart, blieb allerdings auch in den raffinierten Leistungen weit zurück.

Eine dieser Possen hatte nun meine Seele gefangen genommen. Zum erstenmal blühte meine Phantasie unter dem Anhauch der Kunst gewaltig auf, und schon auf dem Heimweg brannte in mir der stolze Gedanke: „Das launst Du auch.“ In der Nacht wachte ich auf und bemerkte, daß ich im Traum bereits mein Drama zu dichten begonnen hatte. Am

nächsten Tage lief ich verträumt umher. Meine Mutter wollte mich wohl aus dieser melancholisch schmeimenden Stimmung aufmuntern, Thatsache ist jedenfalls — und das war der zweite Glücksfall — sie spendete mir zwei gute Groschen. Kein Zweifel, es war des Himmels Fügung, die mich zum Dichter bestimmt hatte. Dem mit den zwei guten Groschen schlich ich verstoßen in ein Lädchen — es blüht heute noch in bescheidener Enge — und erstand ich, als beginge ich ein Verbrechen, ein — Notizbuch. Es war ein schlankes Heft mit einem schwarzen Pappdeckel, auf dem silbern eingepreßt war: „Notes“. Und es war ein Papier eingehesstet, so grau und brüchig, wie es heute kaum noch die Däute eines Dorfträmers ist. Und dann setzte ich mich an zwei aufeinander folgenden Tagen hin, in der Dämmerstunde, wenn niemand mein Thun beobachtete, und schrieb mein erstes Werk. Unterbrochen wurde der schäumende Rausch des Schaffens nur dadurch, daß häufig die Feder in dem rauhen Papier stecken blieb und nur mit einiger Mühe aus den faserigen Widerhaken befreit werden konnte. Niemals habe ich ein schlechteres Gewissen und ein stärkeres Glücksgefühl verspürt. Als ich aber das Werk vollendet, verdeckte ich es sorgsam in irgend einen Winkel und schwieg. Esch, nun wußte niemand, daß da ein Schatz verborgen war! Es war der Welt schon recht gechehen. Außerdem lag auf dem Grunde meines Bewußtseins leise Furcht, man würde mich auslachen.

Meinen Litterarhistorikern sei die betrübende Kunde unterbreitet, daß dies Erstlingswerk unwiderbringlich verloren scheint. Gelegentlich eines Bodendiebstahls verschwand eine ganze Kiste mit Schulheften und sonstigen Kunstübungen, darunter auch die „Notes“... Obenauß in der Kiste lagen nämlich Federbetten. Ich kann also auch nicht im Einzelnen mehr erzählen, was in meinem Drama stand. Aber das Eine weiß ich, daß ich als rechter Bourgeois-Dube die Dienstmädchenfrage behandelt hatte. Ein niederträchtigeres Dienstmädchen hat niemals in der Litteratur und auf Erden gelebt. Ich erinnere mich genau, daß das Scherl seiner Herrschaft statt Kalbsleber — mein Lieblingsgericht in jenen Jahren — gelottene Stiefelsohlen auf den Tisch brachte. Aber ich habe den Eindruck, daß ich der frechen Person eigentlich meine dichterische Sympathie gewidmet hatte. Dem ich ließ sie mit kühner Entschlossenheit auf einmal das Gesindejoch brechen und schenkte ihr obendrein zur Belohnung einen strammen Bräutigam, während ich die brave Herrschaft in lächerlichen Nöten zurückließ. Fast glaube ich, daß ich schon damals für die gute Welt ein wenig verloren war.

Einige Monate schlummerte das Werk in seiner stummen Cäe. Aber je länger es lagerte, um so heftiger bohrte mich das Gefühl, das holde schreckliche Geheimnis zu offenbaren. Und als eines Tags die Rede darauf kam, was man besonders zu einer Geburtstagsfeier anrichten solle, da holte ich mein Stück und schlug zitternd vor, es aufzuführen. Die Anregung wurde mit ungeahnter Begeisterung aufgenommen. Die Rollen wurden sofort unter die Verwandtschaft geteilt und am nächsten Sonntag ging meine Dichtung in unsrer Berliner Stube in Scene. Ich selber spielte mit. Wir hatten einen ungeheuerlichen Erfolg. Man lachte Thränen und klatschte unstillig. In jener Stunde wurde ich zum ersten und letztenmal aufgeführt. Niemals wieder hat mir eine entzückte Zuhörerschaft Beifall getollt. Und ich glaube, das Stück war nicht einmal orthographisch richtig geschrieben...

So behandelte man damals dramatische Familienangelegenheiten. Wie find wir doch seitdem gewachsen! Das Ereignis, daß der Sohn oder die Tochter des Hauses Stück schreibt, wird heute besser gewürdigt, und es kann nicht mehr vorkommen, daß Bettendiebe zugleich dramatische Dichtungen für immer der Welt entziehen.

In dieser Woche wurde ich mit der Einladung beehrt, im „Theater des Westens“ der Erstaufführung eines Werkes „König Tod von Hans Erdmann“ beizuwohnen. Ich wählte eine neue Oper und ging arglos. Als ich mir aber für den Bucherpreis von 20 Pfennigen den Theaterzettel erstanden hatte, erblaste ich: Obenan im Personenverzeichnis stand „Heinrich VI. von Hohenstaufen, deutscher Kaiser und König von Sicilien“. Verurteilt zu einem Hohenstaufen-Drama — das war mir seit zwanzig Jahren sicher nicht begegnet.

Von dem Drama Hans Erdmanns weiß ich nicht mehr viel. Einmal bemerkt die Gemahlin Heinrichs, Constanze vorwurfsvoll: „Du hast mich nie geliebt, Heinrich!“ Und ein andermal antwortet ein merkwürdiger Sarazenen-Emir auf die Frage Heinrichs: „Hast Du jemals geliebt?“ das erschütternd einfache Wort: „Immer!“ Allerlei Requisiten-Pech — die Dekorationsgegenstände hatten eine verhängnisvolle Reizung ins Publikum zu flüchten — machte den Abend wenigstens teilweise unterhaltsam.

Aber die Umstände, unter denen diese Dichtertause vollzogen wurde, haben ein gewisses kulturhistorisches Interesse. Sie beantworten die Frage: Wie wird man aufgeführt?

Die Vorstellung gab sich „zum Westen der Berliner Rettungsgesellschaft“. Das ist eine nützliche Einrichtung, bestimmt, bei Anfällen und plötzlicher Erkrankung erste Hilfe zu leisten. Zur Rettung dramatischer Unfälle war sie bisher statutengemäß nicht verpflichtet. In jenem Abend aber trat solche Erweiterung der Thätigkeit in die Erscheinung.

Im Theater war ein Publikum erschienen, wie man es sonst nicht sieht: die hervorragendsten Kerzte Berlins, die üblichen Spitzen der Behörden, Finanzgenies der höchsten Steuerstufen. Im

übrigen benahm sich das Publikum ganz wie jenes winzige Familienpublikum, das mir einst zuzuschäute. Es klatschte mit rührender Hingebung und nach dem dritten Akt so hartnäckig, daß auf der Bühne ein kleines, leicht gekleidetes, über den Ohren auffällig frisiertes Fräulein erschien und sich sehr vergnügt verbeugte. Auch nach dem vierten Akt ließ die glückliche Poetin sich von den Schauspielern auf die Bühne ziehen, um sich abermals strahlend zu neigen. Es war sicher eine Lebenswende in Hans Erdmanns Dasein, welche in der Wirksamkeit des Einwohnermeldeamts die Tochter eines um die Rettungsgesellschaft verdienten Arztes ist.

Das ist der Fortschritt in der Behandlung dramatischer Familienereignisse. Man führt sie nicht mehr am häuslichen Herd bescheiden auf, sondern sie bringen unmittelbar in die Mitte der Öffentlichkeit. Ein großes Theater wird gemietet, ein Hausen guter Schauspieler wird zusammengetrommelt, sie müssen ihre Kraft für den laudäufigsten Dilettantismus hergeben, ein Wohlfahrtsinstitut wird durch gesellschaftlichen Zwang aufgeboten, die Presse wird bezuunguligt und die Kritik bemußt, die dem auch richtig prompte Rezensionen lieferte, während sie von den bedeutendsten und ecktesten Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst keine Kenntnis nimmt und giebt. Und zu alledem hat gewiß Hans Erdmann eine kleine Mitgift geopfert, um ihr Werk auf der Bühne zu sehen. So zwischen 3 bis 4000 Mark kostet die Geschichte nach meiner Schätzung sicher, und dazu kommt dann noch der „Wohltätigkeits-Ueberschuß“ an die Rettungsgesellschaft, der doch anständiger Weise aufgebracht werden muß. Dem holden Fräulein und ihrer Familie ist gewiß das Talent neidlos zu gönnen, und auch die Sichtbarmachung der Eingebungen ihrer gut erzogenen Phantasie — aber was soll das Aufgebod der gesamten Öffentlichkeit? Was gehen uns diese dichterischen Privatangelegenheiten an?

Indessen vielleicht ist das Verfahren dennoch ein Fortschritt. Die immer noch zum liederlichen Zigeunertum neigende Kunst steigt in das Reich solider Finanzgebarung. Was hat ein armer Teufel in der Litteratur zu suchen? Die Kunst ist das nicht einmal vornehmste Gesellschaftsspiel der besitzenden Klassen. Man entwürdigte es nicht durch Zulassung von Proletariern. Schon jetzt giebt es zahlreiche Verleger, die von den Honoraren leben, die sie von ihren Autoren erhalten. Auch früher haben schon reiche Leute Bühnen, Schauspieler und Publikum gemietet, um die Ausflüsse ihres Talentes sichtbar zu machen. Man habe nur den Mut, die Konsequenzen zu ziehen und in der Richtung die Gesetzgebung auszubauen, daß hinfort nur von einer gewissen Steuerstufe ab die künstlerische Bethätigung erlaubt und so der Zubrang unlauterer Elemente gehindert werde. Die Zulassung zur Litteratur wird nur noch gegen Erzielung eines Patents zu gestalten sein, dessen Erträgnisse zugleich ein vorzügliches Mittel darstellen, die Staatsfinanzen aufzubessern. Aktiengesellschaften werden begründet werden zur Emission neuer Talente. Sie übernehmen die vollständige Einrichtung künstlerischen Ruhmes bis hinauf zu einer garantiert ewigen Klassiker-Geltung. Die Litteratur- und Kunstgeschichte entwickelt sich so aus einer zweifelhaften Sammlung nebelhafter Phrasen zur ziffermäßigen Exaktheit eines Börsenhandbuchs. Es wird lediglich noch interessanter, wieviel der Aufstieg auf den Parnas gekostet habe.

Auch ich schöpfe Hoffnung. Welcher Wohltäter wäre geneigt, mich zu gründen. Gefällige Antwort bitte ich schleunigst an mich zu richten. Dann werde ich innerhalb 24 Stunden meinen alten Dienstmädchenschwanz aus dem Gedächtnis wiederherstellen und die Welt soll überfließen von meinem Preis. Schon taucht am Horizont der Holzbod auf und der Photograph der Woche: „Joc, dessen neunjähriges Sittenbild: „Sohlenleber“ für 50 000 Mark im Opernhause aufgeführt wurde.“ Matkowsky könnte den Bräutigam spielen! Und in den Zwischenpausen müßte ein kaltes Büffel zum kostenfreien Gebrauch für das Publikum aufgestellt werden . . . Joc.

### Kleines feuilleton.

—ng. Vergnügungssucht. Der Chef klappte das dicke Geschäftsbuch mit einem Seufzer zu: „Genug geacht! Ich mache Schluß, Müller. Erledigen Sie das übrige. Bleiben Sie eventuell ein Stündchen länger hier.“

Müller, der Buchhalter, machte eine Verbeugung und sagte: „Sehr wohl.“

Der Chef stand schon am Kleiderschrank und warf sich den Sabelock über: „Wenn im Laufe des Nachmittags noch irgend etwas wichtiges kommen sollte, dann telephonieren Sie in meinem Stammlokal an. Sie wissen doch: Friedrichstraße.“

Müller verbeugte sich und sagte: „Sehr wohl.“

„Aber lassen Sie sich nicht einfallen, mir jemand mit geschäftlichen Angelegenheiten auf den Hals zu schicken. Ich möchte wirklich mal einen Nachmittag an etwas andres denken! Nur, wenn's absolut unvermeidlich ist, klingeln Sie mich an. Verstanden?“

„Sehr wohl.“

Der Chef häupte sich eilig den Hut auf: „Sollte ich morgen früh nicht gleich anwesend sein, so erledigen Sie das nötigste allein. Es wird heute vermutlich eine etwas längliche Sitzung werden.“

Müller lächelte distret. Das Fräulein an der Schreibmaschine auch.

„Mahlzeit!“ Der Chef hatte die Klinke schon in der Hand, als es an der Thür, welche zur Werkstatt führte, klopfte.

„Na, was ist denn noch!“ Aergerlich wandte sich der Prinzipal: „Gerein!“

Ein Arbeiter trat herein: „Ich wollt' mal fragen, ob ich nich heut' n paar Stunden früher gehen könnt'.“

„Was ist los? Früher woll'n Sie gehen? Ja, ist Ihre Frau gestorben oder Ihre Großmutter?“

„Ne.“ Der Arbeiter lachte. „Gestorben is gar keener. Ich hab' was andres vor.“

„Er hat was andres vor! Haben Sie gehört, Müller?“ Müller lächelte. Das Fräulein auch.

Der Chef trat auf den Arbeiter zu: „Was heißt denn das, he? Was andres! Vielleicht darf ich Sie um eine etwas bestimmtere Auskunft ersuchen. Aber möglichst kurz! Ich bin preßiert.“

„Ich hab' Besuch getriegt. Von außerhalb. Na, und da wollten wir uns Verschiedenes anseh'n.“

„Verschiedenes anseh'n! Haben Sie gehört, Müller? Nummermeln, wie? Von einer Kneipe in die andre! Das kennen wir doch, Freundschen!“

„Sie können's mir ja abzieh'n.“

„Sehr freundlich! Vielleicht bezahle ich's Ihnen noch, wenn Sie sich amüsieren! Ne, mein Lieber. Bleiben Sie nur ruhig hier und arbeiten Sie! Sparen Sie Ihr Geld. Das ist vernünftiger!“

„Das wäre ja nu schließlich meine Sache.“ Der Arbeiter sah ihn herausfordernd an.

„Was? Wähigen Sie sich gefälligst, ja? Oder wollen Sie mir in meinem Bureau etwa den Mund verbieten? Sie sind ganz bedeutend im Irrtum, wenn Sie annehmen, daß ginge mich nichts an! Der Verdienst wird auf leistungsfertige Weise verzettelt und dann heißt's: Die Löhne sind zu gering. Womöglich kommen Sie mir morgen noch mit einem dicken Kopf in die Werkstatt. Und was da fertig wird, kann ich mir denken. Dabei stecken wir bis an den Hals in der Arbeit. Ich weiß nicht aus, noch ein! Zerreißen möchte man sich! Und Sie wollen zum Privatvergnügen! Ausgezeichnet! Ne, Verehrtester: die Woche ist zum Arbeiten da! Verstanden?“

Der also Angefahrene lächelte: „Und wenn ich nu doch geh', dann —?“

„Dann föhren Sie sich zum Teufel! Wagen Sie's! Aber nehmen Sie Ihre Papiere gleich mit!“

„Ne.“ Der Arbeiter lachte. „Das is mir der Quart nich wert.“ Er ging.

„Das dent ich doch auch!“ Der Chef rief's hinterher. Dann ging er kopfschüttelnd mit großen Schritten auf und ab: „Kommt an einem Wochentagnachmittag und will feiern! Als ob wir nicht so schon Sontage mehr als zuviel hätten! Wahrhaftig, es wird immer schöner! Immer schöner! Aber das ist die Vergnügungssucht unsrer Zeit! Das ist der Krebschaden! Darum kommen die Leute nicht vorwärts!“ Er lachte gequält auf: „Nu sagen Sie mal, Müller, ist Ihnen eine solche Frechheit schon einmal vorgekommen? Nicht etwa n Begräbnis, nein: ein Vergnügen! Zum Vergnügen will der Mann an einem Wochentagnachmittag!“

Der Buchhalter schüttelte misbilligend und lächelnd den Kopf. Das Fräulein an der Schreibmaschine auch. —

k. Redeblluten. Anlässlich der Eröffnung des englischen Parlaments bringt eine Londoner Revue eine neue Sammlung von Redeblluten, die sich englische Politiker und Parlamentarier geleistet haben. Ein bekannter irischer Parlamentarier schloß vor kurzem in Connaught eine Rede mit den pathetischen Worten: „Das Feuer, das heute hier entzündet ist, wird nicht gelöscht werden, bis es eine Welle der Entrüstung über das Land verbreitet, die die bigotten Führer auf die Kniee bringen wird.“ Der Bürgermeister einer Provinzstadt glaubte sicher sehr höflich zu sein, als er bei der Begrüßung der Vertreter einer Trade Union sagte: „Mit dem Hammer der Einheit haben Sie sich zu einem harmonischen Ganzen zusammengeschweißt und so die Crème der Vollendung erzeugt!“ Auch im englischen Oberhause ist man nicht frei von derartigen rhetorischen Entgleisungen. Ein edler Lord leistete kürzlich zur Verteidigung seiner Klasse folgende Blüte: „Ist es nicht recht, daß, um der Nachwelt die Tugenden derer zu überliefern, die durch ihre Dienste für ihr Land hervorragend gewesen sind, ihre Nachkommen die Ehren genießen sollen, die ihnen als Belohnung für solche Dienste übertragen sind?“ — „Da ich schon alles gesagt habe, was ich sagen wollte,“ erklärte ein anderer Parlamentarier, „ziehe ich freiwillig zurück, was ich eben bemerken wollte.“ Ein anderer, der der Versuchung, an der Debatte teilzunehmen, nicht hatte widerstehen können, begann seine Rede mit der überraschenden Erklärung: „Ich kann nicht länger schweigen, ohne einige Worte zu sagen.“ — „Der britische Löwe,“ rief ein patriotischer Redner aus, „ob er durch die Büsten Afrikas schreitet, auf den Schneefeldern Kanadas thront, oder in den Dschungeln des heißen Indiens umherstreift, ist nicht das Tier, seine Hörner einzuziehen, und Sicherheit in seiner Schale zu suchen; sondern mit dem kühnen Auge des Adlers und dem vorzüglichen Srieden des Leoparden ist er stets bereit, über seine Feinde herzufallen und sie zu vernichten.“ Ein Kunststück ließ ein anderer Redner einen Mann vollbringen, indem er von dem Berrat eines Gegners sprach, „der meine Hand in seine beiden nehmen wollte, um sie angeblich in warmer Freundschaft zu fassen, und mit einem Judaslächeln mich im Rücken mit der andren erscholden wollte.“ — „Das irische Volk,“ sagte ein Politiker, „hatte gesehen, wie sein Land in Lumpen und Elend ging, seine Kinder der Vernichtung anheimfielen und Armengräber füllten, aber keines Mannes Hand hatte sich zu ihrer Rettung erhoben, während sie zum Verbrechen gereizt wurden und ihre Tage auf dem Galgen endeten.“ — Es war sehr edel-

mütig von einem bekannten Politiker, zu erklären, daß „ein solches Vorurteil, wie ich es gegen das ehrenwerte Mitglied habe, ganz zu seinen Gunsten ist . . .“

— Die blaue Farbe des Himmels. Im Februar = Heft der illustrierten naturwissenschaftlichen Monatschrift „Himmel und Erde“ (Berlin, Hermann Paetel) lesen wir: Die blaue Farbe des Himmels wurde in der verschiedensten Weise erklärt; die einen suchten die Deutung auf physikalischen Wege und stützten sich auf die Versuche Tyndalls an beleuchteten Dämpfen, während die andern sich an die Chemie hielten und die eigne Farbe der Bestandteile der Atmosphäre als Ursache anführten, ohne damit rechten Anfall zu finden. Nun kommt Spring in Lüttich auf Grund anderer Ueberlegungen und Versuche zu ganz andern Ergebnissen. Hatte Lord Rayleigh durch mathematische Entwicklung dargelegt, daß in trüben Medien, also in Luft, die mit feinsten Staubteilchen erfüllt ist, die Polarisationsebene so liegt, wie es Tyndall beobachtet hatte, und daß solche Medien für durchfallendes Licht rötlich aussehen, für reflektiertes aber bläulich, so wies Spring nach, daß andre Strahlen als die blauen ebenso polarisiert sind, so daß der Beweis nicht mehr zwingend ist; vielmehr müßte der Himmel sogar violett aussehen. Ferner kommen diese Staubteilchen nur bis zu 1000 oder 2000 Meter Höhe vor, und man darf an die Reflexion an den Gasmolekülen selber nicht denken, so daß auch der Ursprung des Blau durch Reflexion hinfällig ist. Demgegenüber hat nun Hagenbach an die Schichten verschiedener Dichtigkeit gedacht, welche die Atmosphäre durchkreuzen und auf diese Weise die Lichtstrahlen brechen und zurückwerfen. Jedenfalls beweisen die Experimente von Spring, daß ein trübes Medium einem auf dessen Tiefe befindlichen Beobachter nur dann blau gefärbt erscheint, wenn das Medium an sich die blaue Farbe besitzt. Allein der Gehalt an Sauerstoff ist vollkommen genügend, um dem Himmelsgebölbe das blaue Aussehen zu verleihen; das Vorkommen von Staubteilchen hat nur die Wirkung, die Intensität des Blau zu schwächen, und nicht, wie man meist glaubt, sie zu verstärken. —

**Theater.**

Schauspielhaus. „Gerechtigkeit“. Komödie in 4 Aufzügen von Otto Ernst. — Otto Ernst, dem Hamburger, ist manche fröhliche Skizze, manche lecke und manche warm empfundene Strophe gelungen. Auch die Macht des Kathos war ihm nicht versagt. Seit Freiligrath sein Requiescat sang, hat niemand für die tiefe Tragik im Los des Geistesproletariats, der, mit der Sehnsucht freien Schaffens tief im Innern, all seine Kraft im Kampfe um das bishen Brot vergehren muß, so erschütternd warme Töne gefunden, wie Otto Ernst in dem großen Monologe „Sorge“. Das Gedicht ist eines der besten in Hertels „Buch der Freiheit“. Schade, daß der Dichter nicht die Hand vom Drama lassen konnte! Für den Aufbau einer spannenden Handlung, für die Entdeckung interessanter Charaktere in bewegter Aktion reicht das Vermögen nicht aus. Die muntere Laune seiner Humoresken erhält im Dialog etwas Forciertes, die Satyre wird zur übertriebenden Karikatur und eine aufdringlich belehrende Tendenz malt Gut und Schlecht mit grellen Kinderfibel-Farben aus. Welch ein Schuft dieser elende Flachsmann, welche Hdioten die „modernen“ Dichterlinge in der „Jugend von heute“. Es mag ja solche Exemplare geben und Otto Ernst mag sich persönlich über sie geärgert haben. Aber lohnte es, an ihnen ein Exempel zu statuieren? Immerhin: es war in diesen beiden Stücken noch manches Frische und eine äußere Theatergeschicklichkeit, die die Langlewile nicht aufkommen ließ. Für die neue Komödie, die nun auf ihrer Bühnenwanderung auch an das Schauspielhaus gelangt ist, gelten solche Milderungsgründe nicht. Diesmal wird die schlechte Presse erekrutiert, die Presse, welche — man wird den Argwohn nicht ganz los — Herrn Otto Ernst auch darum so besonders schlecht erscheinen mag, weil sie mit seinen Dramen vielfach so übel umspringt. Er selbst hat, wie sein Held, der geniale von Reid und Niederracht verfolgte, junge Komponist, zornsprühend auf den Angriff der Kritik entgegnet. Auf dem Theaterzettel ist „Die Gerechtigkeit“, in deren Spalten die Musik des Doktor Felix Frank so schön gefällig begehrt wird, als „Revolverbblatt“ bezeichnet. Die Redakteure sind Gesellen von der traurigsten Sorte. Ein solches nach den schönen Maximen politischer „Parteilosigkeit“ redigiertes, billiges Schundorgan mag ja die Macht zu allen möglichen Gemeinheiten besitzen; daß es aber einem wirklichen Künstler durch Rezensionen, deren schmierige Gehässigkeit aus jeder Zeile leuchtet, ernsthaft gefährlich werden könne, ist doch eine Annahme, die aus Lächerliche streift. Seit wann nimmt man die Kunstkritiken solcher Zeitungen ernst? Und weiter: wohl niemals war so wie gerade gegenwärtig, und nicht zum mindesten durch die Konturrenz der Blätter, dafür gesorgt, daß das wahrhaft Bedeutende aller persönlichen Ranküne zum Troz den Weg in die breite Oeffentlichkeit finde. Das Lamento läßt herzlich kalt.

Eine beängstigende Windstille herrscht in dem Stück. Nirgends auch nur ein Anlauf zu dramatischer Aktion. In einer Kritik ist gegen Doktor Falk gesagt worden, daß sein mit großem Beifall aufgeführtes Konzertsstück von überall her zusammengeflohen sei. Ein Journalist und Freund des Hauses giebt seine Weisheit über Zeitungen im allgemeinen zum besten und warnt. Trozdem setzt Falk sich hin und schreibt ein Eingefand. Das ist „die Handlung“ im ersten Akt. Im zweiten Akt hört man, daß dies Eingefand, das „Die Gerechtigkeit“ natürlich abgewiesen, von einem andern Blatte publiziert sei, und der verkleumderrische Lumpenbund von Recensent

erklärt, er werde in die Generalprobe von Falts neuer Oper gehen, um das Werk schon vor der Aufführung im Morgenblatt zu verzeihen. Im dritten Akt — ist die Kritik erschienen. Der Theaterdirektor drängt Falk, die Aufführung, bei dieser Art von Stimmungsmache, hinaus-zuschieben. Aber der hat — Mut. Ein Fräulein aus dem feindlichen Lager — der Vater war Redakteur bei der „Gerechtigkeit“, hat aber jetzt ob der Schurkerei die Stellung gekündigt — bringt einen Blumenstrauß als Zeichen der Bewunderung und Sympathie, und Falk nun ganz entschlossen ruft: Auf zum Kampf! Der letzte Aufzug spielt in einem Nebenraum des Theaters. Nebenan wird die Oper aufgeführt. Ein Bombenerfolg! Das Gute hat gesiegt. Gerichtet ist „Die Gerechtigkeit“. Ihr Besitzer, der sich nun kriegerisch der neuen Größe nahen möchte, wird heimgeschickt mit dem geführenden Hohn. Dazu kommt die Verlobung mit der Dame aus dem dritten Akt.

Das Einzige, was etwas interessieren konnte, waren im zweiten Akt die Episodenscenen auf der Redaktion. Die grobgeschneitten Chargen glänzend gespielt. Ausgezeichnet gab Müller den pfiffig bornierten, selbstgefälligen Verlegerproh, der die Hungerpeitsche über seine Tintentul schwingt. Pohl war als leisererischer Chefredakteur in Spiel und Maske von umachahmlich-echter Schabig-keit. Das Ueberraschendste aber bot Vollmer in der Rolle eines wihigen, alkoholisch verkommenen Zeilenreißers, der seinen Spah mit der ganzen Lumpengesellschaft treibt. Nicht baden wollte die Satire selbst in dieser Darstellung nicht. Die Pointen lagen zu nahe und überall schaute zu deutlich die Absicht heraus. Mehr Stiche, weniger Prügel hätte man gewünscht. Die Aufnahme war ziemlich lau, der starke Beifall am Schluß galt Vollmer. — dt.

**Humoristisches.**

— Falsch verstanden. „Was kostet bei Euch das Fischen?“

— „s erst' Mal 9 Mark; bal' D' s zweit' Mal davorischt wirft. — wirft D' eing'sperit!“

— Schlecht beleumundet. Der Gemeindevorsteher giebt auf die Anfrage der vorgefekten Behörde nach dem Ruf des Bauern Hinterhuber folgenden Bescheid:

„Der ergebenst Requirierte steht in einem sehr schlechten Ruf. Er ist mehrfach mit dem Gesehbuch in Konflikt gekommen. So hat er unter andrem einen Prozeß gegen die Gemeinde angestrengt und gewonnen!“

— Beim Dorfbader. Patient: „Was kostet das Zahneissen?“

Vader: „Eine Mark — die Stunde!“ —  
(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Ludwig Thoma's Komödie „Die Lokalbahn“ erlebt nun bestimmt am 25. Februar im Neuen Theater die Erstaufführung. Marie Conrad-Ramslo vom Münchener Schauspielhaus wird die Frieda Pilgermaier spielen. —

— Das Schauspielhaus bringt noch in dieser Saison folgende Novitäten: „Die Siegesfeier“ von Hermann Katsh. „Die Schlossherrin“ von Capus, Kalidafas „Saluntala“ in der Bearbeitung von Max Müller, „Solon in Lydien“ von Theodor Herzl, „Der Fremde“ von F. Lienhard, „Seelust“ von Stobizer und „Die Toten leben“ von Wilbrandt.

— „Auferstehung“, Schauspiel in fünf Akten nach Tolstoj von Henry Bataille, deutsch von Otto Neumann-Hofer, wird noch in dieser Spielzeit im Lessing-Theater aufgeführt werden. —

— Paul Heyfes Drama „Maria von Magdala“ ging mit starkem Erfolg im Hamburger Thalia erstmalig in Scene. —

— Gunar Heibergs Schauspiel „Liebe zum Nächsten“ erzielte bei der Erstaufführung in Christiania einen starken Erfolg. —

— Maxim Gorki hat wieder ein neues Stück „Dhne Stüke“ geschrieben. Das Drama, das diesmal in aristokratischen Kreisen spielt, wird demnächst im Moskauer künstlerischen Theater in Scene gehen. —

— „Bruder Straubinger“, eine neue Operette von Edmund Gysler, fand bei der Premiere im Theater an der Wien vielen Beifall.

c. Ueber das allmähliche Aussterben der Känguruhs werden aus Queensland einige Zahlen berichtet. Als sich die ersten Kolonisten dort niederließen, fanden sie, daß die Beuteltiere das Gras und Kraut auffraßen, das man für das Vieh gebrauchte; die Regierung unterstützte die Kolonisten also und traf eine Maßregel, „Beuteltier-Zerstörungsgesetz“ genannt; danach wurden Belohnungen für die Häute dieser Tiere ausgesetzt. Dieses Gesetz wurde von Zeit zu Zeit erneuert und ist noch heute in Kraft. Für das mit dem Juni 1901 endende Jahr wurden 1295748 Tierfelle eingebracht, und zwar von Riesentänguruhs, kleinen Känguruhs, andren Beuteltieren und wilden Hunden. Im ganzen wurden für diese Tierhäute 662360 M. bezahlt. —